# Die Geschichte des legendären Sullivan O'Neil

## Das Tagebuch eines Gesuchten

Von Izaya-kun

## Kapitel 41: Mein Vertrag mit der Hölle

Die Straßen waren feucht und schmatzen unter meinen Schritten. Auf den für Straßen genutzten Findlingen waren kleine, dunkle Sandkörner und knirschten unter meinen bloßen Füßen. Sie stachen mir in die Haut und schmerzten in meinen Verletzungen. Ich ging durch Pfützen und Wasserbäche und bildete mir ein, dass würde Verschmutzungen vermeiden, aber vergebens. Bis zum Gebäudekomplex des Armenhauses waren es noch mehrere Minuten Laufzeit, doch da der Marktplatz und die Straßen wie leer gefegt waren, kam ich ohne Probleme an. Manche Menschen rannten eilig in ihr schützendes Zuhause, andere suchten Schutz in Häusereingängen, aber beachten tat mich niemand. Durch die nackten Füße und den kaputten Umhang war ich für alle nichts weiter als ein Streuner und Lump. Jemand, dem man besser auswich aus Angst vor Krankheiten oder Diebstahl. Der Stoff war noch immer durchnässt von Nevars Flucht und sein Aufenthalt im kaputten Haus hatte nicht genügt, ihn zu trocken. Wenn ein Tropfen es bis auf meine Haut schaffte, dann spürte ich für einen Moment Gänsehaut. Dennoch hatte ich keine Angst und war auch nicht nervös. Bis auf das gelegentliche Frösteln war ich fast vollkommen ruhig.
Als ich dann das Armenhaus erreichte, wurde für mich alles quälend langsam. Das Backsteingebäude war umwölbt von düsteren Wolken, so dass es noch unheimlicher wirkte. Wie Tränen lief der Regen über die Dämonenfratzen, stürzte von den Dachrinnen herab wie Wasserfälle und trug den Schlamm des kahlen Hofes davon. Es wirkte gefühllos und kalt auf mich und das gewiss nicht ohne Grund. Ich blieb in einiger Entfernung stehen, dann versteckte ich mich in einem der Häusereingänge. Mittlerweile ging die Sonne unter und Dämmerlicht machte sich breit. Keine der Laternen war angezündet. Der Lampenanzünder würde sich sicherlich Zeit lassen, bei diesem Wetter aus dem Haus zu kommen – vielleicht ein Vorteil für mein Vorhaben.
Zwei Männer aus dem Gefängnis wurden gerade abgeführt, sicherlich zum Richtersaal. Sie waren in Ketten und gingen mit gesenkten Köpfen. In ihren eingefallenen Gesichtern und den tiefen Augen konnte man die Angst vor dem Tod erkennen. Als man die Gefangenen an mir vorbei führte, dachte ich zurück an Black und Robert. Ob Robert tot war? Und Black wieder auf See? Das Eisen an ihren Händen klirrte leise und ich sah ihnen lange nach. Die zwei Männer mussten mehr getan haben, als Black und ich, wenn man sie sogar in Ketten legte, statt sie nur zu fesseln. Ob sie die Todesstrafe erhalten würden?

Und wenn ja, hatten sie es verdient?
Während meines Weges hatte ich mir fest vorgenommen, keine einzige Sekunde für Moral und Gewissen zu verschwenden, stattdessen plagte es mich im Hinterkopf. Was war rechtens, was nicht?
Mit ins Gesicht gezogener Kapuze wartete ich frierend und zitternd auf den von mir erhofften Moment. Umso länger ich stand, desto unsicherer wurde ich. Würde er überhaupt noch eintreffen? Zu meinem Glück ließ der Regen etwas nach, als von der Sonne kaum noch etwas zu sehen war. Ich zählte die Sekunden und als ich etwa sechshundert erreichte, vernahm ich ein Geräusch. Schlurfende Schritte durch Pfützen, das Husten eines Mannes. Ich wandte den Kopf und erkannte das, auf was ich gewartet hatte. Eine große Gruppe Menschen wurde zurück zum Armenhaus gebracht – Arbeiter, die tagsüber auf dem Feld gewesen waren. Angeführt von einer älteren Frau in der Kleidung einer Nonne, zwei Rotröcke bildeten die Nachhut. Die Katholiken halfen diesen Menschen, wieder in das Leben der Gläubigen zurückzukehren, indem sie sie zurück zur Frömmigkeit brachten. Nur wer arbeitet, erfährt Gottes Gerechtigkeit, denn Trägheit ist keine Tugend. Man erkannte sofort, dass es keine echten Bauern waren. Sie trugen keine Schuhe, hatten kaputte Hosen und Kleider, zudem waren sie müde, kaputt und ausgemergelt. Ehemalige Bettler, die man nun von der Straße geholt hatte, um ein besseres Bild von der Stadt zu schaffen. Passend, für jemanden wie mich.
Als die Gruppe meinen Häusereingang passierte, löste ich mich aus dem Eingang, holte sie mit wenigen, möglichst leisen Schritten ein und folgte. Gemächlich ging ich hinter ihnen her, in der Hoffnung, keiner würde mich bemerken. Mein Herz hatte begonnen zu rasen, als ich die Menschen gesehen hatte, doch nun legte sich die altbekannte Ruhe über mich. Mein Gefühl wurde still, mein Kopf schaltete ein.
Meine Gruppe passierte die zwei Rotröcke, die das Armenhaus am Tor bewachten und diese sahen uns nicht einmal an. Sie begrüßten lediglich die Nonne mit einem Nicken, diese erwiderte es freundlich. Dann schlichen die Arbeiter hinterher und anschließend die zwei Soldaten. Auch mich beachteten sie nicht. Wahrscheinlich dachten sie, ich wäre einer der Bedürftigen und würde nur langsamer sein, als die anderen. Wir bogen ab, zur rechten Seite, denn dort war das Arbeitshaus. Als die Gruppe stehen blieb, um zurück ins Innere gebracht zu werden, war ich längst wieder verschwunden.
Ich hatte die Gruppe verlassen, als ich sicher gewesen war, dass die Soldaten uns nicht hinterher sahen. Mit schnellen Schritten eilte ich zum Eingang neben der Küche, die Vorratskammer. Ich war bereits mehrmals hier gewesen, zu meiner Zeit als Aushilfe beim Zuchtmeister. Es war jene Kammer, in denen ich heimlich die Beeren gegessen hatte. Die Tür zu ihr lag direkt zwischen Küche und Haupteingang, nur wenige Meter Wand waren dazwischen. Wie zu erwarten war die Kammer noch immer nicht geschlossen worden. Diesmal wusste ich, wie ich die widerspenstige Tür zu öffnen hatte. Ich hob sie am Griff leicht an und schlüpfte unbemerkt hinein. Dann schloss ich die Tür wieder. Alles war dunkel, aber ich wusste noch gut, wie der kaum benutzte Raum aufgebaut gewesen war. In der Mitte stand ein Tisch, rechts und links waren Regale und überall standen Fässer oder Kisten. Es war mir gleich, ob man bemerkte, dass ich da gewesen war und so achtete ich nicht darauf, ob ich Spuren im Staub hinterlassen würde. Ich wollte Mary-Ann, mehr nicht. Ich wollte Nevar beweisen, dass ich das auch ohne seine Hilfe konnte und dass ich auf ihn nicht annähernd angewiesen war. Niemals würde ich mit ihm mitgehen, niemals!
Ich stellte mich in die hinterste, rechte Ecke, gegenüber von dem Beerenregal, wo einst die tote Katze gelegen hatte und wartete auf die Nacht.

Mit dem Kommen der Dunkelheit ging der Regen und es wurde fast totenstill. Nur das Jammern der Tollen drang zu mir herunter und das Weinen ein, zweier Kinder. Die Laute breiteten sich im Haus aus, wie verzweifelte Seelen, die das Weg ins Licht suchten. Seelen, die niemals Erlösung finden würden und für die Ersatz gefunden wird, kämen sie frei. Die Hölle., dachte ich und erinnerte mich zwangsweise an Nevars letzten Satz. Es regte mich auf, dass er mich zu verfolgen schien, egal wo ich war. Ob nun im Geiste oder lebendig aus Fleisch und Blut vor mir. Schweigend und geduldig tastete ich den Tisch ab, um mich abzulenken. Ich durfte jetzt nicht gereizt werden, das machte mich nur unaufmerksam.
Auf der Holzplatte befand sich nicht viel, aber alles Erwartete. Niemand hatte die Dinge benutzt, die herum gelegen hatten. Es wirkte fast, als wäre dies keine Vorrats- sondern eine Abstellkammer. Ein paar verbrannte Töpfe, gesprungene Teller, eine verbogene Schere, splitteriges Holzbesteck, ein zerfranstes, unbrauchbares Seilstück… Das rostige Schälmesser lag noch immer da, als wäre ich nur wenige Stunden weg gewesen. Das hatte ich gesucht. Entschlossen umfasste ich den feuchten Griff, dann steckte ich es mir in den Hosenbund zu jenem von Nevar. Ich fühlte mich etwas sicherer, als ich spürte, dass ich jeder Zeit eines mit rechts und eines mit links greifen konnte.
Dann hörte ich ein Geräusch unmittelbar vor der Tür, jemand ging vorüber.
Wer auch immer dort war, ich hatte ihn nicht gehört und so zuckte ich zusammen und sah auf. Etwas fiel vom Tisch herunter und landete auf einem Blechtopf, ehe es weiter auf den Boden fiel. Dem unheimlich leisen Geräuschen nach war es außergewöhnlich klein und mit großer Wahrscheinlichkeit rund. Ich beugte mich hektisch hinunter und tastete den Boden ab, da erkannte ich es und nahm es in die Hand. Eine kleine, harte Erbse. Ungewollt dachte ich an meinen verrückten Traum im Tollhaus und an jene Erbse, auf dem Schiff von Wilkinson. War das ein Zeichen? Ein Hinweis? Gar eine Warnung? Dann hörte ich ein Geräusch. Sofort schreckte ich hoch und steckte sie gedankenlos in meine Hosentasche.
Die Hausmutter passierte die Kammer mehrmals und sah nach dem Rechten. Lange hatte ich auf dem Boden gehockt und zur Tür gestarrt, aus Angst, sie könnte aufgehen und man würde mich entdecken. Als ich sicher war, dass sie ihren Rundgang hinter sich hatte, wartete ich noch gut zehn Minuten, ehe ich mich zu bewegen wagte. Ich schlich zur Tür und lugte durch das Schlüsselloch. Es war nicht viel, was ich sehen konnte, aber es genügte mir.
Lange Zeit stand ich so da und wartete, dass die Wachen abgelöst wurden. Das schlimmste, was mir passieren konnte, war, mitten in die Ablöse zu rennen. Irgendwann dann tauschten zwei Männer mit den anderen zwei Rotröcken und die Erstbesatzung lief an meiner Tür vorbei zur Küche. Ich hielt den Atem an, als könnten sie mich durch das dicke Holz hören und wartete, dass sie verschwunden waren. Die Soldaten würden nun ihr Essen bekommen und die Ruhe genießen. Was dann geschah, wusste ich nicht, denn bessere Einblicke hatte mir meine Zeit als Aushilfe nicht gewährt. Ich bewegte mich nicht, bevor die Rotröcke nicht still wie aus Blei auf ihren Posten standen, ihre Unterhaltung beendet hatten und in die Nacht starrten. Leise öffnete ich dann Tür. Sie standen mit dem Rücken zu mir, gut hundert Meter entfernt, wenn nicht sogar noch weiter. Der Hof zwischen ihnen und mir lag vollkommen im Dunkeln, nur die Küche rechts von mir war beleuchtet. Das Licht reichte bis zur Vorratskammer und warf einen langen Schatten, als ich die Tür schloss. Schnell huschte ich nach links, um dem auszuweichen und dort blieb ich für einen kurzen Moment stehen. Ich schätzte ein, wie laut ich sein durfte, wenn sie mich nicht

hören sollten und beobachtete die Soldaten. Sie waren sehr ruhig, ein wenig zu ruhig vielleicht und wirkten sehr lustlos. Ich musste schon mehrmals Krach machen, wenn ich wollte, dass sie sich bis zu mir bequemten.
Dann schlich ich zum Haupteingang, über dem nass tropfend das Schild prangte.
Diesmal war es zu dunkel, um die Aufschrift zu erkennen. Da es an Geld mangelte, wurden die Lampen an den Türrahmen nur bei besonderen Anlässen angezündet und diese gab es so gut wie nie. Dennoch wusste ich, was darauf stand, denn ich hatte es bereits so oft in meinem Leben gelesen:
„Katholisches Armenhaus St. Marianne von Annonce
Waisenhaus – Gefängnis – Krankenhaus – Arbeitshaus“
Ungewollt flüsterte ich die Worte leise vor mich hin, als wäre es ein Fluch der schlimmsten Art. Ich beschloss nie mehr dieses Schild zu sehen und das letzte Mal an diesen Ort zurückgekehrt zu sein. So ruhig wie möglich schlich ich weiter Richtung Arbeitshaus. Ich dankte Gott, dass der Hof mit Steinen gepflastert war, sonst würde ich wohl im Schlamm versinken. Möglichst lautlos erkundete ich im Dunkeln das Gebiet, darauf achtend, mit meinen Füßen nur auf die Steine und nicht die Zwischenräume zu treten. Auf keinen Fall wollte ich mit meinem verletzten Zeh zwischen einem der Steinpaare hängen bleiben und stürzen. Als Kind war ich oft hier herum gelaufen und so kannte ich mich noch immer gut aus, aber im Dunkeln fiel es mir schwerer, mich zu orientieren. Das wenige Licht verbot mir ganze Mauerstücke von weitem zu erkennen und ich musste auf viele Stellen zugehen, um sicher zu gehen, dass meine Augen mich nicht täuschten. Rechts, hinter dem Armenhaus, kam nach einem Meter etwa die hohe Mauer. Sie ging in einem großen Rechteck um das gesamte Grundstück herum, aber nirgendwo berührte sie direkt das Backsteingebäude. Am Boden bestand sie bis auf Kopfhöhe ebenfalls aus rotem Gestein, dann kamen schwarze Gitterstäbe, die oben in eine lange, waagerechte Metallstange verliefen. An dieser waren abermals kleine Gitter angebracht, mit Spitzen an den Enden. Eine teure Konstruktion, um niemanden ein- oder ausbrechen zu lassen, doch scheinbar hatte niemand bedacht, dass es auch andere Wege hinein oder hinaus gab. Von hinten war der Gebäudekomplex alles andere als anmutig, wenn man es mit den Verzierungen der Vorderseite verglich. Es gab weder Dämonenfratzen, noch eingemeißelte Säulen, noch Verzierungen anderer Art. Ein einfaches, sehr langes Haus mit Fensterreihen über Fensterreihen. Nur die Größen waren unterschiedlich: Jene des Gefängnisses winzig und direkt über dem Boden, die des ersten Stockes auf Kopfhöhe und etwa ein Meter hoch und die des Kinderheimes waren riesige Doppelfenster. Alle waren mit Gittern versehen und nun pechschwarz und nicht beleuchtet. Nur eine kleine Hintertür befand sich an der fast äußersten, rechten Seite. Sie führte zur Küche und war einst der Weg von Küche zu Brunnen gewesen, doch nun hatte man sie zugemauert, denn es gab einen direkten Wasserzulauf hinein. Man könnte sie unbemerkt aufbrechen, keiner würde es auch nur ansatzweise sehen, aber selbst wenn es mir gelang, so würde ich nur vor einer roten Mauer stehen.
Ich umrundete das gesamte Gebiet komplett, um mir einen genauen Überblick zu verschaffen. Am Idealsten wäre es, würde ich es schaffen auf das Dach zu kommen. Wenn ich von dort aus einen Weg ins Kinderheim direkt unter dem Dach fände, könnte ich durch das Loch, das im Boden war, in das leer stehende Tollzimmer gelangen. Von dort aus könnte ich dann zu Mary-Ann gelangen, die sich ja gleich nebenan befand. Der Boden war feucht und die Wände auch. In meinem Hinterkopf keimte die Idee von einer porösen Wand und einem heftigen Schlag dagegen auf, die

mich unbeschadet ins Nebenzimmer direkt durch die Wand hindurch brachte. Doch ich fand einfach keinen Weg hinauf. Die Steine waren abgenutzt vom Regen und an manchen Ecken gebrochen, jedoch hatte ich weder die Kraft, noch das Talent sie zu erklimmen. Nirgends gab es eine Leiter oder einen sehr hohen Baum, der nahe genug am Haus gestanden hätte und die Regenrinne wirkte auf mich eher wie eine lieblos angebrachte Verzierung, als ein wichtiges Bauteil der Architektur. Einbrechen war unmöglich, denn innen gab es Bewachung und Schlösser knacken konnte ich ebenso wenig. Was sollte ich tun, wie sollte ich zu Mary-Ann?
Irgendwann kam mir eine Idee. Vielleicht würde ich es schaffen, das Gitterfenster zum Tollzimmer zu durchbrechen. Die Metallstäbe waren rostig gewesen. Mit genügend Kraft und Hilfe von Mary-Ann könnte ich es vielleicht schaffen, sie zu verbiegen oder gar zu lösen.
Die Rotröcke bewegten sich nicht vom Fleck. Als ich abermals zur Vorderseite des Kolosses kam, standen sie da, wie zuvor. Statuen., schoss es mir durch den Kopf. Marionetten.
Aber ich dachte es keineswegs als Beschwerde, sondern sehr zufrieden. Solange sie sich nicht bewegten, konnte ich mich problemlos fortbewegen. Keiner würde um diese Uhrzeit hinausgehen, weder Tolle, noch Arbeiter, noch Kinder. Ich musste nur die beiden am Tor im Auge behalten, dann hatte ich freies Feld.
Ich wandte mich in aller Ruhe den Wänden zu und begann einen Weg nach oben zu suchen. Erinnerungen kamen in mir hoch und mir fiel auf, dass keine von ihnen gut war. Weder meine Kinder-, noch meine Gefangenenzeit. Die skurrilen Fratzen starrten mich höhnisch an und lachten mich aus. Ich verdrängte meine Ängste aus meiner Kindheit, sie behinderten mich nur. Stattdessen versuchte ich instinktiv zu werden und mich nur auf Augen und Ohren zu konzentrieren. Ich müsste reagieren, sobald ich etwas hörte, sonst war es aus mit mir und das konnte ich nicht, wenn ich mit den Gedanken in meiner Vergangenheit war.
Eigentlich war es nicht schwer, den ersten Stock zu erreichen. Zwar war die Vorderwand genauso steil, wie jede andere auch, aber die Verzierungen kamen mir zugute. In der Mitte war die riesige Tür, über der das Schild hing. Zu ihr herauf führte eine Treppe von sechs Stufen, rechts und links gab es breites, abgerundetes Geländer und der Türrahmen war besonders hervorgehoben. Er sah aus, als wäre er aus drei dünneren Rahmen gemacht worden, allesamt aus Stein und ins Mauerwerk eingemeißelt. Direkt darüber befand sich die Fensterreihe des ersten Stockes. Jene Fenster, die am nächsten an der Tür lagen waren rechts und links darüber. Ich überlegte, dass der Türrahmen etwa einen Meter unter den Fenstern endete, also könnte ich, würde ich diesen hinauf klettern und mich auf die Zehenspitzen stellen, von dort aus vielleicht eines der Fenster reichen. Meiner Erinnerung nach war das rechte genau jenes zum Zimmer von Mary-Ann.
Kurz befielen mich Zweifel, denn der Türrahmen ging etwa zwei Meter hoch, doch ich zwang mich, es dennoch zu versuchen. Überzeugt erklomm ich ächzend das Geländer und balancierte es hinauf zur Tür. Es war nicht schwer, da es zwei Fuß breit war, doch der Regen ließ es glatt und rutschig erscheinen. Als ich oben ankam, sah ich kurz zum Tor, doch natürlich hatte mich keiner bemerkt, also setzte ich meinen Weg fort, umfasste die obere Seite des Türrahmens und tastete ihn ab. Er war eine ganze Hand breit, ein wenig mehr sogar. Hilflos sah ich mich nach Halt um, denn ohne diesen würde ich es unmöglich schaffen. Ich sprang etwas hoch, versuchte dabei das Knie darauf zu stützen, griff nach einem kleinen Vorsprung und rutschte ab. Mein Knie riss wieder auf, ich stöhnte leise, dann versuchte ich es fluchend erneut. Als ich es

geschafft hatte, nach oben zu kommen, zwang ich mich, mich hinzustellen. Mit dem linken Zeh umfasste ich so gut es ging die Kante des Rahmens und drückte meinen Bauch an die Wand. Unsicher sah ich hinauf. Mit Schrecken stellte ich fest, dass ich nicht mehr hinunter kam, außer, ich würde rückwärts mitten auf die Treppe springen. Abgesehen davon befand sich das Fenster etwas höher, als ich es von unten eingeschätzt hatte. Ich konnte von meiner Position aus nicht einmal mehr die Gitter sehen, sondern nur die Steinreihe darunter, die als Sims diente. Ich legte die wunden Hände an die Wand, die zwei Meter unter mir wirkten auf mich wie tausend, dann begann ich zu zischen: „Mary-Ann!“, mit ausgestreckter Hand versuchte ich die Gitterstäbe zu erreichen. „Mary-Ann!“ Einer der Tollen wurde wach. Lautes Jammern drang durch die Schwärze der Nacht und verhallte ungehört. Ich hatte mich an die Wand gedrückt und die Luft angehalten, doch die Soldaten hatten sich an solcherlei Laute scheinbar gewöhnt. Eher wirkten sie gelangweilt, denn der Linke gähnte herzhaft und streckte sich ausgiebig. Erleichtert griff ich erneut nach dem Gitter. Die Kante des Simses drückte mir ins Gelenk, unmöglich konnte ich mich daran hochziehen, zudem stand ich nur auf den Zehenspitzen meines rechten Fußes. Leise fluchend gab ich auf und zischte erneut, diesmal etwas lauter: „Mary-Ann!“
Diesmal hörte ich eine Antwort. „Mein Prinz?“, fragte leise jemand.
Erleichtert sah ich hinauf, doch natürlich konnte ich noch immer nichts sehen, als dieses verfluchte Fenstersims. Aneinander gereihte, rote Steine, wie sehr ich sie hasste.
Jemand fasste ans Gitter, raue Hände berührten das Eisen und ein wenig Sand rieselte herunter, als die Person den Schmutz zum Rand schob.
„Mary-Ann, ich bin es!“, flüsterte ich unsinnigerweise. „Ich bin hier, um dich zu retten!“
„Mich zu retten?“, wiederholte sie. Ich musste mich anstrengen, um ihre Worte zu verstehen. Ihre Stimme war schwach und heiser, sie war kaum bei Kraft und klang, als wäre sie längst gestorben. Ich schluckte schwer, als mir einfiel, was Pitt gesagt hatte. Man hatte sie gefoltert, es musste ihr schrecklich gehen. Sie musste Dinge durchgemacht haben, die ich mir nicht einmal ausmalen konnte. Verzweifelt verdrängte ich die Worte von Nevar, die mir genau das prophezeit hatten und versuchte abermals an das Gitter zu kommen. Eiskalte Finger berührten die meinen. Erst zuckte ich zurück, doch dann ließ ich zu, dass sie meine Hand hielt. „Mein Prinz!“
„Mary-Ann. Ich bin hier, um dir zu helfen! Bekommst du das Gitter auf?“, doch sie antwortete nicht, sondern flüsterte nur immer wieder Mein Prinz, mein Prinz…
Seufzend löste ich mich und suchte abermals einen Weg hinauf, aber es gab keinen. Kurz versuchte ich, mich auf einen hervorstehenden Stein zu schützen, doch ein knapper Sturz ließ mich meinen Versuch wieder abbrechen. Dann registrierte ich das Blut an meiner Hand. Mary-Ann hatte dunkle, rote Flecken auf meiner Haut hinterlassen. Erschrocken sah ich wieder hinauf. „Ich hole dich raus!“, zischte ich ihr zu. „Verstehst du?! Ich hole dich raus!“, ohne nachzudenken griff ich nach dem Messer von Nevar und steckte es durch die Gitter. „Nimm es, Mary-Ann und wehr dich, wenn sie dich zum Scheiterhaufen bringen wollen! Ich werde kommen und dich retten!“
„Wehren?“, keiner nahm mir die Waffe ab und mit etwas Nachdruck reichte ich es tiefer ins Zimmer hinein. Wieder musste ich mich mit aller Kraft hinauf stemmen, so stark, dass ich den Kopf nicht mehr heben konnte. Ich streckte den Arm so weit, dass es fast schon schmerzte und zischte: „So nimm es doch endlich!“
Und ich dem Moment, als sie zupackte und ich los ließ, um hinauf zu sehen, erkannte ich den kleinen, eingravierten Vogel am Ende des Griffes. Ein Rabe, tiefschwarz, der Bote des Todes. Himmel oder Hölle, Sullivan?

Man hatte Mary-Ann gefoltert und bald würde man sie hinrichten, doch würde ich sie wirklich retten können? Und wenn man die Waffe bei ihr fand, dann würde man sie befragen, woher sie kam. Und würde Mary-Ann schweigen, würde man sie zwingen zu reden, mit allen Mitteln. Mir wurde schwindelig und ich legte die wunden Handflächen zurück an die Wand.
Ich konnte sie nicht retten, wenn sie sich wehren würde. Und würde sie es nicht tun, ebenso wenig. Aber ich musste ihr helfen, ich hatte es mir geschworen, ich war es ihr schuldig! „Wenn die Katze erst einmal gefangen ist, mein Prinz, dann wird man sie nur schwer wieder los.“, flüsterte Mary-Ann leise und ich verstand sie diesmal so gut, dass ich meinte zu wissen, dass sie ihr Gesicht zwischen die Gitter drückte. Vor meinem inneren Auge erkannte ich sie. Ihre eingefallenen Augen, ihre blasse Haut, die Rötungen durch Kälte und Schmutz.
Verwirrt fragte ich leise: „Was?“
„Wer Satan säht, wird Satan ernten. Sullivan.“
Gänsehaut überkam mich, als ich die wirren Worte hörte, die für mich nicht den geringsten Sinn ergaben. Besonders, dass sie mich beim Namen nannte. Ich empfand es als Drohung oder Warnung, als böses Vorzeichen und es machten mir Angst. Mein Herz ließ mich einen kleinen Ruck verspüren und unsicher, was ich tun sollte, blieb ich stehen.
Was war der richtige Weg, was sollte ich tun? Und was konnte ich tun?
Himmel oder Hölle, Sullivan?
„Himmel…“, einige Sekunden hallte das von mir geflüsterte Wort in meinem Kopf wieder, dann schloss ich die Augen und lehnte die Stirn an das Gestein. Die Wand war beißend kalt und hart. Ich war mir sicher, würde ich den Kopf lösen, hätte sie eine wunde, blutige Stelle hinterlassen. In meinem Innern geriet alles durcheinander und die Zeit beschleunigte sich wieder ins Unermessliche. Einer der Rotröcke hustete, ein weiterer Toller jammerte laut und ich dachte wildes Zeug durcheinander. Ich konnte Mary-Ann nicht retten, ich konnte sie nicht hinaus holen. Und selbst wenn hatte ich nichts, wohin ich sie bringen könnte. Ich besaß nichts, wovon sie leben könnte und ich kannte niemanden, der sie aufnehmen würde. Sie würde durch ihre Erinnerungen umkommen, sie würden den Verstand verlieren und daran zugrunde gehen. Nevar hatte Recht gehabt, mit dem was er sagte und nun stand ich auf einem Türrahmen, an einer Wand und bereute alles, was ich getan hatte. Ich bereute es, hergekommen zu sein und ich bereute es, mich in das Leben anderer Menschen einmischen zu wollen. Aber nun war ich hier und nun konnte ich nicht einfach wieder gehen.
Ich hatte die Wahl: Ich ließ sie im Stich oder ich riskierte mein Leben für sie. Beides lag mir nicht, nicht im Geringsten. Das eine verletzte meinen Stolz und demütigte mich, das zweite wäre es wahrscheinlich nicht wert gewesen.
Jack hatte gefragt, ob ich sie liebte, aber liebte ich sie denn? War es mein Mitleid, das mich hier her getrieben hatte? Ich kannte diese Frau doch gar nicht.
Ich kannte sie nicht...
Wenn Ihr die Menschen kennt, ist Euch das Leben etwas wert. Wenn nicht, sind es eben nur Menschen. Das hatte Nevar gesagt und nun erinnerte ich mich daran. Ich kannte die anderen Tollen nicht, waren sie deswegen weniger wert? Wenn ich mein Leben für Mary-Ann riskierte, wieso dann nicht auch für sie? Erhoffte ich mir mit dieser Aktion, in den Himmel zu kommen? Damit sämtliche Sündtaten wieder rein zu waschen? Plötzlich bezweifelte ich es, dass der Allmächtige mich belohnte, dafür, dass ich eine Unschuldige Seele von unendlich vielen weiteren gerettet habe. Ich könnte damit meine Seele nicht mehr rein waschen, ich konnte sie damit nicht retten.

Meine Angst vor Gott, meine Erziehung, kam wieder in mir hoch. Die Hölle tat sich vor meinen Augen auf und riss mich in die Tiefen. Es war vorbei, es war aus. Aber wenn ich eh in die Hölle kam, sollte ich dann nicht wenigstens versuchen, Mary-Ann zu helfen? Irgendwie?
Himmel oder Hölle, Sullivan?
Und ich flüsterte zitternd: „Hölle…“
Ich wähle die Hölle… Gott vergib mir, ich wähle die Hölle… Ich habe getötet und ich werde wieder töten. Aber Mary-Ann ist unschuldig… Wenn ich sie ermuntere, es mir gleichzutun-…
„Bring dich um.“, flüsterte ich, als wäre ich nicht mehr ich selbst und sah hinauf zum Fenster. Zitternd suchte ich mit der Hand die ihre. „Mary-Ann, bring dich um, ehe sie es tun. Hör mir zu. Hör mir gut zu.“
Ihre Hand zuckte zurück, doch ich griff sie fester.
„Erlöse dich. Erlöse dich von diesem Wahnsinn hier. Sie werden dich foltern, wenn du dich wehrst, verstehst du das? Und wenn nicht, dann werden sie dich töten! Sie werden dich verbrennen, Mary-Ann! Langsam und qualvoll! Ich weiß nicht, wie ich dich retten soll. Ich kann dir nicht helfen...! Du musst dem selbst ein Ende bereiten.“, mein Griff wurde abermals fester und ich spürte, dass die Frau zitterte. Ob es vor Kälte oder Schwäche war oder, weil sie mir zuhörte, wusste ich nicht.
„Ich komme in die Hölle, dafür, dass ich dich dazu ermuntere. Das Leben ist das höchste Geschenk Gottes, ich weiß, aber ich habe dich dazu getrieben, hörst du? Ich werde sowieso in die Hölle kommen… Für mich gibt es kein Zurück mehr!“, verzweifelt schloss ich die Augen, als mir bewusst wurde, was ich da von mir gab. „Besser ich, als du…. Erlöse dich, Mary-Ann. Hörst du? Tu mir den Gefallen, erlöse dich... Ich will nicht, dass du weiter leidest...“
„Mein Prinz...“
Und dann ließ meine Hand einfach los. Ich fiel unüberlegt und rücklings hinunter, stürzte und krachte die letzten Stufen in den Schlamm. Die zwei Rotröcke wurden aufmerksam, doch ich regte mich nicht, sondern blieb liegen und wimmerte leise, mir den Arm haltend. Dann richtete ich mich langsam auf und verschwand im Schatten. Ich wollte weg, einfach nur weg. Panik überfiel mich, als würde der Allmächtige selbst jeden Moment auftauchen, um mich zu strafen. Als würde ich sonst sehen müssen, wie Mary-Ann es tat. Die Soldaten unterhielten sich unsicher, ob sie wirklich etwas vernommen hatten und einer von ihnen kam, um nach dem Rechten zu sehen. Ich wich ihm schleichend aus, so weit es ging, das rostige Messer angriffsbereit in meiner Hand, aber eigentlich war es mir egal. Ich hatte keine Zeit für einen Zusammenstoß und noch weniger, um hier zu bleiben. Wohin genau ich wollte, wusste ich nicht, aber ich ertrug die Nähe des Tollhauses nicht mehr. Die Erinnerungen wurden mir zu viel und in meinem Kopf regnete es Bibelzitate. Flüche der schlimmsten Art erfüllten meinen Geist und ich konnte fast spüren, wie meine Seele zu brennen begann. Vielleicht sollte ich Zuflucht in einer Kirche suchen, in der Hoffnung auf Vergebung? Aber selbst das erschien mir ausweglos. Es kam keine Rettung mehr, eine Beichte genügte nicht und mit der Aufmerksamkeit der Soldaten könnte ich ohnehin nicht zu Mary-Ann zurück.
Als der Wachmann an mir vorüber war, rannte ich blindlings los. Weg, einfach nur weg…!
Er schrie „Halt!“, als er mich hörte und griff eher durch Zufall nach meinem Umhang. Als der Verschluss an meinem Hals schnürte, fuhr ich herum und stach blindlings mit dem Messer nach seinem Gesicht. Alles erschien mir wie in einem riesigen Strudel,

verschwommen und sich immer wieder um mich drehend. Ich hörte nichts und sah nichts. Sofort entdeckte auch sein Partner mich, doch ich bekam es gar nicht mit, sondern stolperte unbeholfen weiter und ließ den Schreienden einfach hinter mir. In meinem Kopf gab es nur Hölle. Hölle, Hölle und nochmals Hölle. Was war ich für ein Idiot gewesen! Wie konnte ich nur auf eine solche Idee kommen! Und nun war es zu spät, egal was ich tat. Ohne es zu merken stolperte ich in den zweiten Rotrock hinein, zudem rannten die zwei Ablösen aus der Küche. Als der Soldat vor mir mich packte, entwischte ich ihm und duckte mich unter seinen Armen hinweg. Der Umhang verdrehte völlig, er trat mir auf den Fuß und etwas schnitt mir tief in die Seite. Ich rannte um mein Leben und einer, ich weiß nicht wer, verfolgte mich noch minutenlang. Immer wieder befahlen sie mir stehen zu bleiben, doch ich hatte einen Vorsprung, da der nächste zu seinem Partner zurückgekehrt war. Ich hatte mir die Kapuze hektisch zurück ins Gesicht gezogen und so verschmolz ich fast vollkommen mit der Dunkelheit. Zudem erfüllte Nebel die Gassen, Ratten rannten erschrocken vor mir weg und alles was ich hörte, war mein Keuchen. Durch die gesamte Stadt führte mich mein von Panik erfüllter Weg und er ging weiter, noch lange nachdem die Soldaten aufgegeben hatten. Meine Lunge schmerzte, genauso wie mein Hals.
Irgendwann sackte ich auf dem Boden zusammen. Ich befand mich in einer Sackgasse, in der es fast pechschwarz war. Weit entfernt gab es eine Laterne in denen ich Motten erkannte und dann sah ich nichts mehr, außer verschwommene, tanzende Punkte. Tränen liefen meine Wangen hinunter und verzweifelt schlug ich auf die Steine vor mir ein. Ich hatte versagt, ich hatte einen Fehler gemacht und ich wusste nicht einmal, ob Mary-Ann mich verstanden hatte. Mit jeder Träne wurden mir meine Schmerzen klarer, meine blutigen Füße, Hände, Knie und Ellen - und meine Taille. Eine tiefe Schnittwunde ließ dunkelrote Flüssigkeit aus meinem Körper sickern. Sie war unangenehm heiß und pulsierte in meinem Innern.
Nachdem ich mich einigermaßen gefasst hatte, presste ich meine Hand auf die Verletzung und zwang mich, aufzustehen. Wohin sollte ich gehen? Zum schwarzen Kater? Ins Kloster?
Ich hatte keinen Zufluchtsort und nun würde ich auf offener Straße verbluten.
So einen Tod habe ich verdient. Den Tod eines sündhaften Hundes…
Weit entfernt drangen Rufe an mein Ohr, dann die Schritte der Rotröcke. Sie suchten mich, es war nur eine Frage der Zeit, bis sie mich finden würden.
Umso weiter ich ging, desto schwächer wurde ich. Letzten Endes konnten meine Beine mich nicht mehr halten und als ich zurück sah, erkannte ich eine leichte Spur aus Blutstropfen. Ich fand eine abgelegene Stelle zwischen Unrat und Schmutz, hier beschloss ich mich auszuruhen. Eine Stimme in meinem Hinterkopf nagte an mir und versuchte mir klar zu machen, dass es mein Ende wäre, würde ich hier bleiben. Ich hörte nicht auf sie, ich wollte sie einfach nicht hören. Irgendwann hatte ich nicht einmal mehr zum Weinen Kraft. Etwas abgelegen hallten Schritte und Rufe, noch immer gaben sie nicht auf und die Soldaten wurden immer mehr. „Sucht ihn!“, schrie einer und „Lasst ihn nicht entkommen!“, ein anderer. Wie betäubt starrte ich zu einer Kerze, die an einem der Fenster stand. Sie war so schwach, dass ihr Licht nicht einmal auf die Straße reichte und der Raum hinter ihr war so schwarz, als wäre er mit einem Tuch verdeckt. Und irgendwann verschwand auch sie.
Es dauerte, bis ich registrierte, wieso. Jemand stand vor mir und dieser Jemand nahm mir sämtliches Licht. Benommen hob ich meinen schweren Kopf. Erst jetzt bekam ich mit, dass der Regen wieder eingesetzt hatte. Ich war durchnässt, meine Kapuze bedeckte nicht mehr meinen Kopf und mein Haar lag tropfnass an meiner Haut.

Jemand flüsterte leise etwas, weit entfernt, in einer mir kaum noch verständlichen Sprache. Das Blut rauschte in meinen Ohren und es fiel mir schwer, die Augen offen zu halten. Kurz sah ich auf meine Hand. Sie war blutrot verfärbt und ich registrierte nur unterschwellig, dass ich viel, viel zu viel, Blut verloren hatte. Als die Worte mich erreichten nickte ich und ließ mich zurückfallen. Hölle war meine heisere, kraftlose Antwort auf die Frage:
„Und, Sullivan? Welchem Weg folgst Ihr? Himmel oder Hölle...?“
Einfach nur:
„Hölle...“